

1981 (Richard)

Alexander Zeram

1 9 8 1
(Richard)

eine romantische Novelle
im alten Stil
von

Alexander
Zeram

Inhalt

Inhalt

Impressum

Die Kapitel:

1. M^on^sieur Richard..... - 7 -

2. Arzt und Patient..... - 28 -

3. Das Billett Doux..... - 36 -

Mit dem Beginn dieses Kapitels endet die Leseprobe

4. Das Rendezvous

5. Das Erwachen

6. Die neue Gegenwart

7. Schocktherapie

Impressum

»1981 (Richard)«

Novelle

RaFi publications, munich

Druck und Verlag: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de

ISBN: 978-3-7375-1308-1

e-book Verlag: neobooks.com

ISBN: 978-3-8476-2028-0

texte und bilder urheberrechtlich geschützt

all rights reserved

© a. zeram 2014

titelgrafik: a. zeram

sondergenehmigungen:

nur über den autor oder **RaFi** publications

kontakt:

info@alex-zeram.de

0151-20753571

bacherstraße 13/III

D-81539 München

Germany

Titel: Siegestor, München um 1900,

Fotografie aus Privatbesitz

grafische Bearbeitung a. zeram

... für

Das Lieschen

1. M^{onsieur} Richard

›... sind die Geiseln nach vierhundertvierundvierzig Tagen Gefangenschaft endlich freigelassen worden. Voraussichtlich wird ...‹

›Gott sei Dank!‹, rief Johannes Eckstein erleichtert aus und unterbrach damit zum ersten Mal in seinem Leben den Nachrichtensprecher, dem er bisher immer –zumindest bis zur Durchgabe der Wetterprognose– aufmerksam und schweigend zugehört hatte. ›Aber das wurde wirklich langsam Zeit!‹, fügte er noch hinzu und bekräftigte diese Ansicht vor seiner Gattin mit heftigem Kopfnicken.

›Ja ... ich hab' schon geglaubt, dass wieder was dazwischen kommt‹, bemerkte sie. ›Du hast ganz recht ... es ist langsam Zeit!‹

Ein letztes Schlickchen Kaffee und dann erhob sie sich vom Frühstückstisch.

Johannes sah ihr enttäuscht nach. Gerade jetzt hätte er sich gerne ein wenig mit ihr über den glücklichen Ausgang der sogenannten ›Geiselafläre‹ unterhalten. Immerhin bedachte er, dass Elise sich politisch nie engagiert hatte und da niemand anderer anwesend war, wandte er sich schließlich dem Sohn zu, der vor dem mittleren Wohnzimmerfenster in einem wuchtigen Sessel lungerte.

›Das hätten die Amerikaner früher haben können, nicht wahr?‹, fragte er – ohne Antwort zu erhalten. Der junge Mann schien völlig versunken in den wunderbaren Ausblick, den man von hier aus auf den zum Haus gehörigen Park hatte. ›Die eingefrorenen Milliarden sind ja jetzt doch losgelöst worden. – Man hat auf die Forderungen des Iran eingehen müssen – zum größten Teil jedenfalls. Bin gespannt, ob man diesen –

vielleicht nicht ganz unzweifelhaften– Erfolg bereits dem neuen Präsidenten zuschreiben wird. Was meinst Du, Richard?«

Richard reagierte nicht. Er mochte den sanften Fall der Schneeflocken studieren oder eine Krähe beobachten, die auf dem erst vor wenigen Minuten frei geschippten Weg zur Garage nach Futter suchte.

»Hörst Du mir eigentlich zu?« Johannes hatte sich erhoben. Jetzt stand er vor seinem Sohn.

Der wandte sich etwas herum und sah den Vater verständnislos an.
»Hmm? – Hattest Du etwas gesagt, Papa?«

»Ich ... nicht der Rede wert.« Johannes resignierte und verließ dann ziemlich plötzlich den Raum. Richard sah ihm nicht einmal nach. Er vertiefte sich weiter in den Anblick des wunderbaren, verschneiten Parks, den er liebte und den er besser kannte als die Zimmer des Elternhauses.

Etwas später kam Elise ins Wohnzimmer zurück. Der aufgebrachte Gatte hatte ihr zu verstehen gegeben, dass er die Interessenlosigkeit Richards einfach nicht mehr länger billigen könne.

»Richard ...?«

Der drehte sich nochmals träge zur Seite.

»Interessiert Dich denn eigentlich gar nichts von alle dem, was in der Welt vorgeht?«, fragte sie.

»Wie? – Was geht denn vor, Mama?«

»Die zweiundfünfzig Geiseln, die jetzt endlich freigelassen worden sind. Das ist doch ein Ereignis!«

»Ja ... wahrscheinlich«, murmelte Richard. »Wahrscheinlich ... ich ... aber ich verstehe ja nichts von der Politik.« Und so wandte er sich wieder dem Fenster zu – dem geliebten Park im frühwinterlichen Weiß.

Elise nahm Platz am Frühstückstisch und betrachtete ihn sorgenvoll.

Richard – ihr einziges Kind ... wie fernab von ihr er lebte. Da saß er in seinem Hausmantel, den er sich nach einem Katalog-Muster aus dem Jahr 1890 schneidern hatte lassen, und starrte hinaus auf die Parkanlage.

Versunken, fern ... fernab von allen anderen Menschen, seinen Eltern, dem Hauspersonal ... allen. Wenn sie sich Mühe gab, vermochte sie das Kratzen einer Schneeschaufel zu vernehmen. Franz, der Gärtner, hatte schon zeitig damit begonnen, die Spazierwege im Park wieder freizulegen. Richard wollte es so, denn nur selten ließ er einen Tag verstreichen, ohne im Park spazieren gegangen zu sein.

»Musst Du heute noch zur Vorlesung?«, erkundigte sich Elise einige Zeit später, als man im Radio gerade ein Morgenkonzert angekündigt hatte.

»Hmm?« Auch diesmal schien Richard nicht zu wissen, was man von ihm wünschte.

»Ach ... Du träumst auch den ganzen Tag lang.« Elise seufzte. »Ich weiß nicht, woran Du fortwährend denken magst, aber zumindest solltest Du Antwort geben, wenn man Dich etwas fragt! – Musst Du heute noch zur Vorlesung?«

»Ja ... jetzt dann«, erwiderte Richard.

»Dann will ich Max Bescheid sagen. Vielleicht springt der Wagen nicht sofort an.«

»Es war nicht kalt heute Nacht!«

»*Ich* habe gefröstelt!«

»Es war ... ein wenig frisch.«

»Hmm!« Elise vollführte eine hilflose Geste und wandte sich ab. Es gab noch viel zu tun an diesem Morgen. Johannes begegnete ihr im Flur – bereits im Mantel.

»Ich komm' erst gegen fünf, mein Schatz! – Bollhorst könnte mich aber auch noch länger beanspruchen. Sollte es später werden, dann rufe ich Dich an.«

»Gut.« Sie bot ihm die Lippen zum Kuss. »Geht's um den Verkauf dieses Grundstückes in Gauting?«

»Eben darum ... und mir graut davor. Der Eigentümer ist ein

störrischer Kerl. Er verlangt einen Idiotenpreis. Aber wir müssen den Grund bekommen. Das wäre das letzte Steinchen in unserem Mosaik.« Er küsste sie und eilte davon.

Elise teilte der Köchin mit, dass sie zum Mittagessen zurück sein werde, und begab sich dann hinauf in den Oberstock. Umgekleidet erschien sie kurz darauf wieder unten im Wohnzimmer. Richard hatte seinen Sessel noch nicht verlassen. Unverändert fand sie ihn – träumend, in Gedanken versunken und weltentrückt.

»Richard ... sieh zu, dass Du Dich richtest. Sonst verpasst Du wieder die Vorlesung.«

»Ja ... ich ziehe mich in fünf Minuten um«, murmelte der.

»Bis später.« Sie beugte sich zu ihm hinab und küsste ihn auf die Stirne. Sein zweiflerischer Blick verfolgte sie aus dem Zimmer.

»Wie seltsam dieser Engel da draußen wirkt!«, dachte sich Richard, als er endlich ungestört war. »Die Schneehaube ist ihm über Nacht gewachsen und sie hat sein Aussehen völlig verändert. Er ist ein Krieger geworden ... ein Krieger mit Helm ... und doch hält er die Äolsharfe in den Händen. Seltsam, wie ein bisschen Schnee eine Statue verändern kann.«

Die Nacht hindurch hatte es wenig geschneit, aber im Park machte sich jeder Zentimeter Neuschnee bemerkbar. Dort drüben beim Swimmingpool war ein Strauch endgültig im aufgetürmten Schnee verschwunden. Franz hatte den Weg, der an diesem Strauch vorüberführte, eben freigeschaufelt. Eine letzte Schippe musste das Gewächs zugedeckt haben – gestern waren noch einige Spitzen der obersten Zweige zu sehen gewesen.

* * *

Der Chauffeur Max erwartete den Sohn des Hausherrn bereits. Er

lehnte an der Garagenwand, vor der die repräsentative Limousine des Hausherrn bereits vorgewärmt parkte. Aus seiner gebogenen Pfeife stieg dicker Rauch, auf der dünnen Blende seiner Schirmmütze schmolzen Schneeflocken.

»Guten Morgen, Herr Richard.«

»Bon jour, Max.« Richard nickte dem freundlich lächelnden Mann kurz zu, warf seine Aktentasche auf den Rücksitz und blieb dann vor der offenen Wagentüre stehen.

»Was vergessen, Herr Richard?«, forschte der Chauffeur.

»N ... nein! – Ich habe nur eben daran gedacht, wie schön es wäre, jetzt mit einer Kutsche in die Stadt zu fahren.«

»Bei *dem* Wetter?«, empörte sich Max. »A mei ... da hätten S' keine Freud', Herr Richard!«

»Es wäre wunderbar!«, entgegnete der. »Und doch ... die Autos würden mich stören. Auf den Straßen ist Schneematsch, der Verkehr stockt ... nein, die Vorstellung alleine ist schön – die Wirklichkeit verträgt sich nicht damit.«

»Das mein' ich auch«, bekräftigte Max mit einem kurzen Kopfnicken, nahm seinen Platz ein und startete den Motor. Richard glitt auf den Rücksitz, schob die Aktentasche etwas zur Seite und zog die Türe zu – etwas nachlässig wohl.

»Die müssen S' fester zuzieh'n, Herr Richard!«, mahnte der Chauffeur. »Jetzt ist sie ja bloß ang'lehnt.«

»Hmm?« Richard gab sich kaum Mühe, das Schloss zum Zuschlagen zu bringen. Kraftlos zog er einige Male kurz am Türgriff. Brummelnd stieg Max wieder aus, eilte um den Wagen herum, riss den Schlag auf und schlug ihn wütend zu.

»Max ... Sie sind heute schlecht gelaunt!«, stellte Richard fest, als sie bereits eine Weile fahren.

»So? – Na, ich muss schon ehrlich sagen, Herr Richard, dass man bei

Ihnen die Geduld verlieren kann. Ihrem Herrn Vater hab' ich's auch schon g'sagt!«

»Aber – was habe ich denn getan?«

»Nichts ... nichts ham S' 'tan. Eben deswegen ja! – Ihr Herr Papa sagt's auch, dass Sie zu viel träumen. Sie sind ja gar nicht richtig da ... mit den Gedanken.«

»Ach so ... ja.« Richard schmunzelte. »Das hat mir Papa selbst schon hin und wieder vorgehalten. Ich träume zu viel! – Hmm ... fällt mir nicht auf.«

Max atmete geräuschvoll ein und konzentrierte sich auf den Straßenverkehr, um sich nicht zu einer weiteren Äußerung hinreißen zu lassen. Man hatte es schon schwer mit diesem jungen Mann.

Vierundzwanzig Jahre lang kannte er ihn jetzt – von Geburt an fast. Er hatte seinen Dienst bei den Ecksteins angetreten, als der kleine Richard gerade ein halbes Jahr alt gewesen war. Und mit welchen Hoffnungen hatten ihn seine Eltern aufgezogen. Ein prächtiger Kerl, der kleine Richard ... immer wieder hatte man es ihnen versichert. »Ein aufgeweckter Bursche, aus dem einmal etwas werden wird.«

Man hatte es damals nicht für nötig gehalten, des Kleinen Zukunft näher zu bestimmen.

Er war »was« geworden: ein weltverlorener Träumer, der an der Universität Philosophie studierte und am Konservatorium als Pianist glänzte: Richard Eckstein ... Sohn des bekannten Maklers Johannes, dessen Position im gesellschaftlichen Leben unangezweifelt war. Ein Mann von Genie – ein Finanzexperte und zudem ein großer Kenner der Künste. In der ganzen Stadt genoss er höchstes Ansehen – bei Geschäftsleuten ebenso wie in den Kreisen der Musiker, Literaten und Maler. Überall sah man ihn gerne, gab viel auf sein Urteil und sein Wohlwollen.

Ein mächtiger Mann – ein schwächtiger Sohn!

Für den Chauffeur Max blieb es unverständlich, wie der Sohn eines Johannes Eckstein *so* hatte werden können. Dabei war diese Entwicklung, die Richard genommen hatte, kaum abzusehen gewesen. Ein paar seltsame Vorlieben als ausgehender Teen, dieselben Vorlieben als angehender Twen – Musik, Bücher, ausgewählte Kleidung, sorgfältig gepflegte Erscheinung – ein durchaus attraktives Äußeres – Versunkenheit, Melancholie ... Richards Begeisterung für die französische Sprache, die er schließlich an gewissen Tagen zu der seinen gemacht zu haben schien ... vertiefte Versunkenheit, Entrücktheit – ein Werdegang, der niemandem alarmierend erschienen war und jetzt an manchen Tagen doch Bestürzung auslösen konnte.

Richard Eckstein lebte sein eigenes, seltsames Leben inmitten dieser Millionenstadt, im Haus seines wohlhabenden Vaters, der die Geschäftsleute der halben Welt kannte, sich politisch engagierte und kein wichtiges Tagesereignis achtlos an sich vorüberziehen ließ. Es war dies ein Leben in einer anderen Zeit – hineingesetzt ins letzte Viertel dieses Zwanzigsten Jahrhunderts. Als sie die Ludwigstraße hinauffuhren, bemerkte Richard nach vorne gebeugt:

»Damals hätte ich bei Josef Rheinberger studieren können!«

Max zuckte nur mit den Schultern. Er kannte das bereits. Hin und wieder erinnerte sich Richard an diese Möglichkeit – wenn sie an der Rheinbergerstraße vorüberfuhren.

»Das Haus hatte früher eine kleine Orgel hinten in der Kapelle. Haben Sie gewusst, dass wir im Park eine Kapelle gehabt haben?«

»Ja ...« Max überlegte sich seine Antwort, doch fiel ihm nichts ein.
»Ja.«

»Sie war im siebzehnten Jahrhundert errichtet worden und ist dann einem Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg zum Opfer gefallen. Sie muss sehr schön gewesen sein. In der Bibliothek haben wir einen alten Stich, der die Kapelle im Park zeigt. Sie hatte eine hohe Kuppel mit

einem winzigen Kreuz.«

»Hmm ... so, da sind wir schon! – Hoffentlich langweilt man Sie nicht gar zu sehr, Herr Richard.«

Max hatte den Wagen vor dem Haupteingang der Universität angehalten. Diesmal wurde von ihm erwartet, dass er Richard den Schlag öffnete. Zuhause vor der Garage verzichtete man auf derartige Aufmerksamkeiten. Man lebte ja schließlich nicht mehr im neunzehnten Jahrhundert, da Herr und Diener im denkbar unpersönlichsten Verhältnis zueinandergestanden haben mochten. Max verstand sich mit seiner Herrschaft ausgezeichnet – er gehörte sozusagen zur Familie, und den Heiligen Abend verlebte er ebenso in Gemeinsamkeit mit den Ecksteins wie Geburtstagsfeste der Familienmitglieder. »Der alte Max« – auch Besucher hatten sich längst an den Sonderstatus dieses Mannes gewöhnt.

Richard hatte sich möglicherweise noch nicht daran gewöhnt – aber *er* lebte ja im neunzehnten Jahrhundert. Daher mochte man es ihm verzeihen! Er entstieg dem Wagen, klemmte die Aktentasche unter den Arm und machte sich davon.

Ein Schneeschauer ging nieder – Nässe schlug dem Studenten ins Gesicht.

Vor dem Portal angelangt, wandte sich Richard um.

»Um eins, Max!«, rief er zum Wagen zurück. Der Chauffeur nickte nur.

* * *

»Ah, M^{onsieur} Richard!«

So wurde er von einem Kollegen begrüßt, mit dem er auf der Treppe zum ersten Stock zusammentraf.

»Grüß' Dich, Josef.«

»Tolles Wetter heute wieder, heh?«

»Ja, es ist wunderbar!«

Josef lachte. Auf diese Antwort Richards hatte er es abgesehen gehabt.

»Mann, ich find's beschissen! – Bin vorhin an der Ecke glatt ausgerutscht. Sauerei so was. Vorige Woche war noch gestreut.«

»Ja? – Ich weiß nicht.«

»Du gehst ja auch nie zu Fuß«, erinnerte ihn Josef.

Die Vorlesung über saß Richard konzentriert auf seinem Platz. Er wagte einen Einwand und wies auf eine von Kierkegaard aufgestellte These hin, mit der sich der Professor gerne beschäftigte. Die allgemeine Diskussion brachte dann allerdings etwas zu viel Schwung in den Saal, und der Nebenmann Richards nützte die Gelegenheit, um sich mit einem Mädchen für den Nachmittag zu verabreden.

»Bei so 'nem Wetter müsste man doch was zur Aufheiterung des Gemüts tun, wie? – Hör mal zu, Sabine ... ich hab da 'ne kleine Kneipe ausfindig gemacht. Da gibt's ganz tollen Glühwein. Haste Lust?«

»*Den* Glühwein kenn' ich, Don Juan!«, spöttelte das Mädchen.

»Ah, geh' zu ... das ist ganz ohne Hintergedanken, Du! – Will mich mal mit Dir unterhalten. Oder bin ich Dir sooo unsympathisch?«

»Du bist mir zu direkt, Sepp!«, erklärte Sabine rundheraus. Richard wandte sich zur Seite und lugte seinem Nebenmann über die Schulter. Sabine ... er sah sie zum ersten Mal. Oder vielleicht hatte er sie schon öfter gesehen. – Er wusste es nicht mehr. In ihrem verlotterten Aufzug fiel sie ihm jedenfalls auf.

»Wie kann man sich nur so unmöglich kleiden!«, dachte er sich. »Diese verwaschenen Jeans und diese Jacke. Schon die Farben harmonieren überhaupt nicht, und dann ... wozu behält sie denn die Pelzjacke hier im Saal an.«

Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder nach vorne, wo der Professor sein Thema weiter ausführte. Ein junger Mann in der ersten Reihe attackierte ihn hart – Richard war nicht einverstanden damit und

übernahm die Verteidigung des Gelehrten.

Etwas später wurde Richard wieder durch das Gespräch, abgelenkt, welches Josef und Sabine führten. Es ging noch immer um den Glühwein. Aus der Reihe hinter ihnen bemerkte jemand, dass ›Sepps Glühwein‹ unübertrefflich sei.

»Kann ich Dir wärmstens empfehlen! – Aber, sieh zu, dass Du ihn nicht auf seiner Bude serviert bekommst. Er hat ’nen Kohleofen, und bis der mal auf Touren ist, biste längst erfroren ... trotz Glühwein!«

»Na, Du musst ’s ja wissen!« Josef resignierte und ließ von der ›Neuen‹ ab.

»Sowieso Scheiße! – Hab’ nur noch zehn Mark. Wenn meine Alten nicht bald was schicken, dann könnt ihr *mich* mal zum Glühwein einladen!«

Einige lachten auf.

»Dann bedanke ich mich mal herzlichst!«, erklärte Sabine.

»Geh’ lieber mit Monsieur Richard!«, schlug ein anderer vor. »In seinem Schloss wirste köstlich bewirtet und währenddessen kannst Du Dir seine Ausführungen anhören. Sehr interessant. Dabei lernste noch was.«

Richard errötete stark. Dass ihn seine Studienkollegen unablässig hänselten, störte ihn längst nicht mehr, aber der Blick Sabines verwirrte ihn und ihr helles Lachen behagte ihm gar nicht.

»Na, nimm’ die Gelegenheit wahr, alter Junge!« Josef klopfte ihm auf die Schulter. »Oder willst lieber *mir* ’nen Glühwein spendieren. Ich sag’ nicht Nein.«

Richard biss die Zähne aufeinander und starrte nach vorne.

›Gestern habe ich die Noten zur f-moll Sonate von Brahms entdeckt. Wenn ich bedenke, dass ich kaum die ersten Takte des Kopfsatzes spielen konnte und jetzt hier meine Zeit vertue ...!«

Endlich endete die Vorlesung. Der Saal leerte sich rasch und Richard

ging neben Josef den Gang entlang.

»Was machst du jetzt?«, wollte er wissen.

»Mein Chauffeur kommt um eins. Ich habe mich verrechnet – dachte, dass ich nicht lange auf ihn warten würde müssen.«

»Und?«

»Ich werde mich ins Café setzen ... wie immer, wenn ich hier festgenagelt bin«, erwiderte Richard.

»Na – dann viel Spaß. Ich frag' Dich gar nicht erst, ob Du mit zu Jim kommst. – Bis morgen!«

Richard verließ das Gebäude alleine. Auf den Straßen lag Schneematsch, und es hatte zu regnen begonnen. Angeekelt klappte er den Kragen seines Mantels hoch und eilte hinüber in das kleine Café, welches er aufzusuchen pflegte, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Im Sommer spazierte er manchmal die Leopoldstraße hinauf und hinunter – bei diesem Wetter ließ sich damit die Zeit nicht gut totschiessen.

Sein Platz in der Ecke bei dem großen Gummibaum war noch unbesetzt. Er bestellte sich einen Kaffee mit Cognac und steckte sich eine Zigarette an.

Da saß er also wieder einmal und musste sich eine knappe Stunde in dieser nicht sehr anheimelnden Atmosphäre zu verdrösten suchen. In seiner Aktentasche fand er einen Band mit Gedichten Heinrich Heines, dem er sich jetzt widmete.

»Du ... hast du mal Feuer für mich?«, fragte ihn schließlich jemand, und als er von seinem Buch aufsaß, lächelte ihn ein hübsches Gesicht an. Er hatte gar nicht bemerkt, dass zwei Mädchen an seinem Tisch Platz genommen hatten – und er wunderte sich auch nicht darüber. Um die Mittagszeit wurde es in diesem Café regelmäßig sehr voll und da blieb niemand alleine an einem Tisch. Jeder Stuhl wurde gebraucht. Die Serviererinnen flitzten herum, es war laut. Unterhaltungen, Gläsergeklirr, Tellerschopper ... Richard entnahm der kleinen Brusttasche seines

Gilets das goldene Feuerzeug, mit dem sein Großvater sich einst seine Zigarren angezündet hatte und befriedigte den Wunsch des Mädchens. Rasch vertiefte er sich anschließend wieder in Heines Verse. Die Atmosphäre des Studenten-Cafés wurde ihm mit jedem Mal, da er in sie eintauchte, mehr zuwider.

»Biste nicht einer von den Philosophen?«, erkundigte sich die Raucherin jetzt bei ihm. Richard ließ sein Buch sinken und musste sich erst vom Eindruck lösen, den ein Gedicht auf ihn gemacht hatte.

»Ich ...«

»Na klar ... Du kennst bestimmt einen Josef! – Sepp vielmehr.«

»Ja ... einer meiner Kommilitonen heißt zumindest so«, gab er zur Auskunft.

Das Mädchen setzte sich zurecht und es wirkte, als wollte sie ihn in ein längeres Gespräch ziehen. Eiligst senkte er den Blick wieder auf die Seiten des Buches und las angestrengt weiter.

Achselzuckend wandte sich die Raucherin ihrer Freundin zu.

»Trübe Tasse!«, murmelte die. »Hab' ich Dir gleich gesagt.«

»Na ja.«

Die beiden Mädchen unterhielten sich jetzt über einen Film, der in einem kleinen Kino in Schwabing gegeben wurde, und ihre aufdringlich hellen Stimmen störten Richard.

›Damals hätten sich junge Damen dezenter unterhalten ... abgesehen davon, dass sie wahrscheinlich schon schlecht angesehen gewesen wären, sich an den Tisch eines fremden Mannes zu setzen. Man hätte sie für leichtlebig gehalten. Das Café war den Männern vorbehalten ... oder doch den Paaren. Ach ...!«

Er klappte den Band Heine zu und lehnte sich zurück.

Erstaunt stellte er fest, dass ihn die beiden Mädchen musterten. Das war ihm äußerst unangenehm. Er vertrug es schon nicht, wenn ihn Männer auffällig ansahen ... wenn es dann noch Frauen waren ...! – Eine

Hitzewelle überflog ihn.

Kurz darauf nahm er seinen Mantel vom Garderobenhaken. Dabei musste er mitanhören, wie die Raucherin ihrer Freundin erklärte:

»Aber toll angezogen. So was siehste heut' kaum mehr. erinnert mich richtig an so 'nen Film, den ich mal gesehen hab'.«

»Mich hat der Typ eher an Fasching erinnert. Vielleicht meint er, dass er Kaiser Wilhelm ist ... oder so ein Adjutant vielleicht.«

Ihr böses Lachen vertrieb Richard endgültig.

Seine Kleidung – schon die Eltern hatten ihm genug Szenen gemacht.

»So läuft heutzutage kein Mensch mehr herum, Richard! Wenn Du in diesem Aufzug auf die Straße gehst, dann wird man über Dich lachen ... und über mich dazu!«

»Zumindest in der Stadt solltest Du Dich kleiden wie alle! – Gut, Du kannst Dich ja von unserem Schneider einkleiden lassen ... aber doch nicht in solche Kostüme! – Das ist doch Clownerie!«

Er kannte das – die Studienkollegen spielten tagtäglich darauf an. Nicht umsonst nannten sie ihn spöttisch »*Monsieur* Richard« – mit einem besonders intensiv betonten »O«.

Pünktlich um ein Uhr fuhr die dunkelgrüne Limousine mit Max am Steuer vor.

Richard atmete erleichtert auf, riss den Passanten neben sich fast mit, als er beim Umschlagen der Ampel losstürmte, und saß wenige Sekunden später erlöst lächelnd auf dem Rücksitz des Wagens.

»Wie war die Vorlesung, Herr Richard?«, erkundigte sich Max gewohnheitsmäßig.

»Langweilig, Max! – Ich frage mich manchmal, wozu ich das eigentlich noch tue.«

»Na, irgendwas müssen Sie doch tun!«

»Aber ich ... ich bin vollauf beschäftigt, Max.«

»Mit der Musik ... ja! – Aber Sie wollen ja gar nicht auftreten ...

Konzerte geben und so.«

»Wie? – Konzerte? – Dort sitzt man in Jeans und Pullovern im Saal, kaut Kaugummi und denkt an die Stereoanlage zuhause, auf der man gebotene Werke schon in viel besserer Interpretation abgehört hat, wie? – Nein, danke! – Bevor ich die alten Geister entwürdige, studiere ich lieber noch.«

Max reagierte nicht darauf. Er konzentrierte sich auf den Verkehr.

Den Nachmittag über war Richard im Park. Er hatte seinen langen Gehrock übergeworfen und stocherte mit dem Spazierstock seines Großvaters im Schnee herum. Hin und wieder zückte er einen Notizblock und trug ein, was ihm aufgefallen war.

»Aha!«, rief er aus, als er die Ursache für die Neigung einer kleinen Statuette herausgefunden hatte, die ihm am Vortag aufgefallen war. Unter dem Sockel mussten Maulwürfe das Erdreich gelockert haben – daneben hatte er jedenfalls einige Maulwurfshügel entdeckt.

* * *

»Was hast Du eigentlich den Nachmittag über gemacht?«, erkundigte sich Richards Mutter, als er mit ihr zusammen um halb fünf Kaffee im kleinen Salon trank.

»Ich war im Park.«

»Und?«

»Oh, mir ist aufgefallen, dass die Maulwürfe ziemlich rege sind. Das muss am Temperaturanstieg liegen. Die denken vielleicht, dass der Frühling schon angebrochen ist.«

»Richard ... Richard ... damit hast Du den Nachmittag verbracht?«

»Nicht nur, Mama! – Ich habe mich vorhin hinten beim Springbrunnen auf die Bank gesetzt und mich in eine Vision hineingelebt. Es war großartig. Ich sah das Haus in seiner vollen Pracht vor mir ... abends. Es

dämmerte und alle Fenster waren erleuchtet. Eine ausgelassene Abendgesellschaft tollte im Park herum. Meine Geburtstagsfeier! – Wir hatten uns einen dieser großen Schlitten beschafft und Max kutscherte uns durch den Park. Einmal wären wir beinahe in den Swimmingpool hineingerutscht ... und das holte mich dann wieder zurück. Damals hätte es diesen Swimmingpool nicht gegeben!«

Elise sank in sich zusammen.

»Richard ...!« Sie hatte sich erst nach geraumer Zeit wieder gefasst und sie zwang sich, ganz ruhig zu sprechen. »Wie denkst Du Dir das eigentlich?«

»Was, Mama?«

»Richard ... Du bist jetzt fast fünfundzwanzig Jahre alt. Du hast keine Freunde ... keinen Umgang. Und ... was mich besonders betrübt, mein Kind Du hast keine Freundin.«

»Ähm ... ja ... ich ...«

»Richard, wie soll denn das mit Dir weitergehen. Du lebst in einer Welt, die mit der unseren nicht vereinbar ist. Alles, was Du bewunderst, ist seit hundert Jahren nicht mehr ... alle Leute, die Dich interessieren, leben nicht mehr. So wie Du Dir Deine Mitmenschen wünschst, gibt es niemanden. Du musst Dich damit abfinden, dass wir 1981 schreiben, mein Kind! – Überlege Dir doch wenigstens einmal, was Du später tun willst. Gott ... Du weißt genau, dass es uns –deinem Vater und mir– nicht darum geht, wie viel Du einmal verdienen wirst. Wenn es nach uns ginge, könntest Du Dein Leben lang Deinen Hobbys nachgehen und nie auch nur eine Mark verdienen müssen, um Dich zu ernähren. Aber der Beruf ... man braucht einen Beruf in unserer Zeit. Früher einmal ... ach, ja, da gab es wohl Sprösslinge aus reichem Haus, die nichts weiter taten, als aufs Erben zu warten. Aber diese Zeit ist vorüber, Richard! – Du brauchst einen Beruf, Du *brauchst* ihn wirklich –schon deshalb, weil Du durch ihn unter Menschen kommen wirst, mit denen Du Dich zu

beschäftigen hast. Von Berufs wegen schon. Heute kannst Du Leute, die Dich nicht interessieren, links liegen lassen. Einmal im Beruf, musst Du Dich auch mit diesen befassen, denn sie werden für Dich unter Umständen Geschäftspartner sein, und wenn es so weit gekommen ist, dass Du Dich nicht mehr gegen Deine Mitmenschen verschließt, dann wirst Du auch begreifen, dass unsere Zeit nicht schlechter ist, als jene, von der Du träumst. Es gibt heute sicherlich genauso viele wertvolle Menschen wie damals. Du musst nur die Augen aufmachen, dann siehst Du sie!«

»Aber ...«

»Ja?« Elise sah ihren Sohn erwartungsvoll an – erwartungsvoll ... und flehentlich. Oh, wie bereute sie, dass sie sich nie den sonderbaren Wünschen ihres kleinen Richard widersetzt hatte. Wie sehr tadelte sie sich selbst und ihren Mann, dass sie der Entwicklung Richards nie die Weichen gestellt hatten.

»Aber ... ich will diese Leute doch gar nicht sehen, Mama! Ich will sie auch nicht kennenlernen!«

Für Elise brach alles zusammen. Nein, es gab kaum Hoffnung, dass sich Richard je ändern würde. Er hätte tatsächlich Menschen finden müssen, die sich in dieser Zeit und dieser Welt von heute ebenso wenig zurechtfinden wie er und deren Gedanken sich mit den seinen im vorigen Jahrhundert treffen würden.

Am Abend bespielte Richard den kostbaren Flügel im Musikzimmer. Die f-moll Sonate von Brahms fesselte ihn nicht lange. Gegen neun Uhr hatte er späte Werke von Liszt in Angriff genommen – gegen zehn Uhr improvisierte er nur noch und gegen elf Uhr saß er träumend auf dem Drehhocker vor dem Flügel und steigerte sich in eine Vision hinein.

»Ich bin der gefeierte Pianist Richard Eckstein. Eben habe ich unter Nikisch das zweite Klavierkonzert von Brahms aufgeführt. Die Berliner Philharmoniker spielten großartig, und im Publikum wurde es schon

während des Kopfsatzes unruhig. Noch vor dem Andante brach der Begeisterungssturm los. Drei Tage später bittet mich der Kaiser zu sich. Ich spiele ihm einen Walzer von Chopin und eine unbekannte Sonate vor, die ihn zu großem Lob hinreißt. Er verlangt den Komponisten der Sonate zu erfahren – und ich sage, dass ich es *selbst* bin!«

Währenddessen plagten sich seine Eltern mit dem Problem dieses Tages. War es ihnen schon länger aufgefallen, wie weltfremd Richards Dasein sich entwickelt hatte – erst heute schien es ihnen zu dämmern, in welchem Maße sie selbst als die Erzieher dieses jungen Menschen versagt hatten.

»Er muss sich in diese Traumwelt geflüchtet haben«, fand Johannes. »Aber wovor? – Was hätte ihn denn dazu treiben sollen? – Hier im Haus war er ein junger König und in der Stadt brauchte er sich nie vor jemandem zu fürchten. Er sieht blendend aus, ist intelligent ... durch uns wohlhabend ... was kann es nur sein?«

»Vielleicht hat er einmal etwas erlebt, was ihm sehr nahe gegangen ist. Er mag uns nie was davon erzählt haben«, mutmaßte Elise.

»Wie könnte denn so was geschehen sein? Nein, mein Schatz, das glaube ich einfach nicht.«

»Aber ... warum gibt er sich dann so desinteressiert? Ich sehe ihn manchmal im Park und ...«, Elise schluchzte auf, »... er spricht dann mit sich selbst. Er imitiert Stimmen, unterhält sich über irgendwas ... mit sich selbst! Einmal hab' ich ihn belauscht, da ging es um einen Börsenkrach!«

»Um einen ... Börsenkrach?« Johannes schluckte schwer.

»Vorhin habe ich ihn beim Klavierspiel beobachtet. Er dirigierte ... ja, Hans ... er dirigierte vom Klavier aus. Und dann erhob er sich und schüttelte einer imaginären Persönlichkeit die Hände, verneigte sich ... und wenn er noch geredet hätte ... oh, das ist doch furchtbar, Hans! – Unser Sohn wird ... verrückt!«

Johannes legte seinen Arm um ihre Schultern und zog sie näher an seine Seite. Durchs offene Fenster schlug ein kühler Nachtwind herein. Johannes ordnete die Kissen und legte sich wieder zurecht. »Wir wissen es schon lange, dass irgendwas mit Richard nicht stimmt, Elise. Aber ... wir haben nie daran gedacht, etwas zu unternehmen. Aus irgendeinem Grund ist uns sein Verhalten heute besonders stark aufgefallen.« Johannes räusperte sich. »Wir ... wir werden einen Psychiater aufsuchen!«, brachte er schließlich hervor.

»Einen Psychi...«

»Das hat nichts mit einem Irrenarzt zu tun. Ein ...«

»Ich weiß ja, Hans«, unterbrach sie, »aber der Gedanke ... es ist schrecklich. Und dabei ... es ist unvermeidlich, oder?«

»Wenn er so weiter macht, dann ... ja.«

»Aber wird er denn einen Psychiater akzeptieren?«, fragte sie nach einer Weile bedrückenden Schweigens. Dunkelheit umgab sie – das eheliche Schlafzimmer war kalt.

»Vorerst ist es noch gar keine Frage, ob *er* einen Psychiater konsultieren wird müssen«, erklärte Johannes. »Elise, *wir* werden zu einem gehen und uns einen *Rat* holen. Wir schildern Richard so, wie er ist, und geben möglichst viele Details. Dann kann sich der Arzt ein Bild machen und entscheiden, wie er vorgeht. Vielleicht können wir unserem Kind helfen – auch ohne direkte Mitwirkung eines Arztes. – Ich kenne da einen, der praktiziert nur noch sporadisch – ist schon ein älterer Mann, hat aber einen exzellenten Ruf ... Dr. Frieser heißt er. Ich werde ihn morgen anrufen und mir einen Termin geben lassen. Dann gehen wir beide hin.«

»Oh, hoffentlich ist Richard nicht ... wirklich krank.«

»Unsinn!«

Johannes küsste sie und wiederholte sein »Unsinn!«

Es war bedenklich – ihre Einsicht kam reichlich spät. Aber bisher

hatten sie wohl beide noch immer gehofft, dass Richard eines Tages den Anschluss an seine Mitmenschen finden würde – vor allem an der Universität. Aus irgendeinem bestimmten Grund war es ihnen heute zu Bewusstsein gekommen, dass diese Chance mit jedem Tag abnahm. Vielleicht hatte es an Richards Reaktion auf die Freilassung der Geiseln im Iran gelegen, vielleicht an den Bemerkungen des Chauffeurs Max, der von Richards Abneigung gegen Konzerte berichtet hatte – vielleicht lag auch gar kein auffälliger Grund vor. Es war schwer zu sagen.

»Wir sollten mal irgendwohin fahren, wo es noch so etwas wie einen Hauch dieser guten alten Zeit gibt, Hans«, schlug Elise vor. »Monte Carlo vielleicht – oder ... Venedig!«

»Damit er dort Leuten in Jeans begegnet und Touristen mit Fotoapparaten?«

Johannes schüttelte den Kopf. »Nein ... ich möchte bald mit Dr. Frieser reden. Wenn wir jetzt etwas unternehmen, dann muss es ins Ziel treffen, ... Elise. Viel zu spät haben wir erkannt, dass unser Sohn gefährdet ist ... und eben aus diesem Grund sollte jetzt kein Fehler mehr gemacht werden.«

»Ja.«

»Elise ...«

»Hm?«

»... wir haben versagt!«

Kopf an Kopf schliefen sie ein.

* * *

Richard hingegen war um Mitternacht herum noch hellwach. Er saß am Schreibtisch seines Arbeitszimmers und skizzierte eine kurze Geschichte, in die er sich zuvor hineingelebt hatte.

»Ich überwinde mich dann endlich, doch einmal ein Konzert zu geben

und ... es wird ein triumphaler Erfolg. Meine Kleidung, meine Eigenheiten ... die Leute finden das plötzlich gar nicht mehr absonderlich. Ich gebe weitere Konzerte und meine Manie wird bekannt ... berühmt ... *w e l t*-berühmt.

Nach und nach werden alle meine Auftritte zu Galaabenden. Und eine Modewelle kommt auf – man nennt sie den ›Eckstein-Trend‹. Alles kleidet sich so wie ich. Sogar die Möbelhäuser ziehen mit. Journalisten besuchen mich hier und machen Fotos von unserem Haus. Die Einrichtung wird als Vorbild hergenommen – in einigen Jahren gibt es keinen Menschen mehr, der etwas auf sich hält und nicht so eingerichtet ist wie ich. Auf den Straßen verschwinden die Autos ... nur Taxis, Feuerwehr, Krankenwagen und Busse bleiben. Kutschen erscheinen und das Bild der Städte wandelt sich. Es wird nicht mehr modern gebaut – nicht mehr mit Stahl, Beton und vielen Ecken – man baut, haha ... altmodisch ... oder vielmehr: ganz modern im Eckstein-Stil! Die alten Gebäude werden mit besonderer Sorgfalt restauriert, neuere umgebaut, mit Stuckwerk versehen. Das Jahr 2000 bricht an und vergessen sind all die Visionen vom Raumfahrtzeitalter, das von Computern und Maschinen beherrscht wird.‹

Schmunzelnd hielt er inne. Im Aschenbecher rauchte eine Zigarre – es war die Marke, die einst schon sein Großvater bevorzugt hatte. Sein Großvater ... oh, *er* hätte ihn verstanden. Richard erinnerte sich an einen Tag in frühester Kindheit. Der Großvater hatte gegen die ›moderne Zeit‹ gewettert und sich wortreich –in kräftigen Ausdrücken obendrein– nach der ›guten alten Zeit‹ zurückgeseht.

›Damals hat es noch keine Atombomben gegeben. Man heizte mit Kohle und war nicht abhängig von den Wüstenscheichs‹, sagte er sich und bedauerte, dass sein Großvater schon seit zehn Jahren nicht mehr lebte. Neunzigjährig war der Begründer des Ecksteinschen Vermögens gestorben. Mit ihm zusammen hätte Richard die Welt verändern wollen

... in dem Sinne verändern ... dass alles wieder so geworden wäre, wie einst ... zu Großvaters Zeiten.

›Damals waren sogar die Weiber anders!‹, hatte Friedrich Eckstein einmal erklärt und Richard begriff es heute. Der Charme einer Frau ... wo war er unter diesen pluderigen Pullovern und Blusen, unter unförmigen Hosen und unter in Neonfarben gefärbten, auftoupierten oder ausrasierten Haaren?

Richard hatte zahllose Romane gelesen, deren Handlung in ›jener Zeit‹ spielte. Oh, wie aufregend diese fiktiven Histörchen doch gewesen waren. Und um wie viel aufregender hätte die erlebte Wirklichkeit sein müssen. ›Ich bin ein bekannter Philosoph. Meine Frau beginnt mich nach zehn Jahren Ehe zu langweilen und ich nehme mir eine Geliebte. Sie ist die Frau eines jungen Arztes, dem ich einmal einen Dienst erwiesen habe. Sie fällt mir nicht leichthin zu ... aber die Ränke, die wir schließlich schmieden, sind großartig. Ihr Gatte ist sehr eifersüchtig – verständlich bei ihrer Schönheit – und wir müssen uns vorsehen.‹

›Bah!‹ Richard warf die Schreibfeder über den Tisch – Tinte spritzte auf die Blätter, die er schon beschrieben hatte. ›Das Leben in unserer Zeit ist langweilig.‹

2. Arzt und Patient

»Sie haben also das Bedürfnis, sich über die Probleme des Alltages hinwegzusetzen und flüchten sich daher in eine ... eine Art Traumwelt.«

»Nein!«, konterte Richard, und der alte Herr, der ihm gegenüber in einem Sessel saß, hob erstaunt die Brauen.

»Nicht?«, fragte er.

»Nein! – Ich habe nicht das Bedürfnis, mich über die Probleme des Alltages hinwegzusetzen, weil mich der Alltag gar nicht *interessiert*. Meine Eltern sind reich, und es ist mir somit gegeben einen ... nun, einen Spleen auszuleben. Ich kleide mich so, wie es heute niemand mehr tut – und nur wenige sind überhaupt so vertraut mit jener Zeit, in die ich mich gedanklich verstiegen habe. Die Belle Epoque ... der Begriff alleine weckt in mir schon Sehnsüchte!«

Dr. Frieser begann, mit dem obersten Knopf seiner Weste zu spielen und überlegte sich dabei, was er hierauf würde sagen müssen.

»Sehen Sie Doktor, ich habe eingewilligt, mich mit Ihnen zu unterhalten. Meine Eltern befürchten, dass ich unglücklich sein könnte und eines Tages nicht mehr fähig sein würde, an die Umwelt Anschluss zu finden. Meine Umwelt aber besteht einzig in Gedanken und Reminiszenzen – wie sollte ich diese je verlieren und nicht mehr erreichen können?«

»Sie haben sich *dennoch* über den gegenwärtigen Alltag hinweggesetzt, junger Mann!«, erklärte Dr. Frieser. »Irgendwann muss es Ihnen aufgefallen sein, dass Ihre reale Umwelt nicht Ihrer Vorstellung entspricht.«

»Das stimmt!«, warf Richard ein. »Natürlich ... als junger Bursche entwickelte ich ein besonderes –und übrigens sehr sensibles– Gespür für

Zusammenhänge. Vielleicht liegt es daran, dass ich in diesem Haus aufgewachsen bin und meinen –in seinen Ansichten– wohl sehr altmodischen Großvater sehr geliebt habe. Mag ich dadurch selbst sonderbar geworden sein. Mich hat es jedenfalls nie wirklich geplagt, in dieser unserer Zeit zu leben. Damit muss man sich letzten Endes abfinden, und ich begriff das sehr schnell. Vielmehr wurde es mir leicht gemacht. Lässt es sich in diesem Haus nicht gut vergessen, in welcher Zeit wir leben?«

»Dagegen brauche ich nichts einzuwenden«, bekräftigte der Arzt. »Ich kann mir vorstellen, dass Sie hier die Zeit ganz schnell vergessen. Wären Ihre Eltern ähnlich ... veranlagt ... ähnlich veranlagt, wie Sie selbst und kleideten sich, wie es der damaligen Mode entsprach, nur wenig würde einen fremden Besucher daran erinnern, dass wir uns dennoch im Jahr 1981 befinden.«

»Eben.« Richard strahlte. »Zu jeder Jahreszeit birgt dieser Besitz seinen besonderen Reiz. Ich bedaure einzig, dass wir keinen Stall, keine Pferde und keine Kutsche haben. Meine Eltern ließen sich bisher noch nicht dazu überreden, mir diesen Wunsch zu erfüllen. Vielleicht erachten Sie unseren Park als zu wenig ausgedehnt, um darin mit einer Kutsche spazieren zu fahren. Ich persönlich wäre damit schon zufriedengestellt.«

»Dann sollten Sie darauf dringen, junger Mann! – Ich kann mich noch gut entsinnen, wie ich an der Seite meines Vaters die erste Fahrt in einer Kutsche gemacht habe. Es muss so um 1910 gewesen sein. Ich war damals noch keine sieben Jahre alt.«

»Sie haben das ... selbst erlebt?«

»Aber ja!«

»Dann sind Sie ja schon fast ...«

»Ich werde in absehbarer Zeit meinen Achtzigsten feiern. Ganz recht!«

Richard begeisterte sich sofort. »Es muss ein traumhaft schönes Gefühl sein, in einer Kutsche durch den eigenen Grundbesitz zu gleiten.«

»Ja ... doch ...«, bestätigte Dr. Frieser. »*Mich* jedenfalls hat es sehr beeindruckt ... damals, als kleiner Junge.«

»Mir hilft heute die Vorstellungsgabe. Manchmal gehe ich die Wege entlang und bilde mir ein, in einer Kutsche zu sitzen. Es ist natürlich nicht dasselbe, aber mit ein wenig gutem Willen kommt es nahe an die Wirklichkeit heran.«

»Hmm ... ja! – Sie sind ein sehr fantasievoller Mensch.«

»Kommen Sie, docteur – gehen wir nach oben. Ich möchte Ihnen zeigen, wie ich mich eingerichtet habe.«

»Und zeigen Sie mir auch, was Ihre Eltern als Ihre Hobbys bezeichnen. Ihre Bücher, Ihre Musikstudien ... Sie schreiben auch, nehme ich an?«

»Wie viele jungen Männer damals. Ausklingende Romantik! – Ich bin wohl ein echtes Kind dieser Zeit.«

Beide lachten über diesen versteckten Scherz. Sie erhoben sich und verließen das Wohnzimmer. Oben in den beiden Räumen, die Richard bewohnte, erwartete den Arzt eine wunderbare Atmosphäre. Die nachmittägliche Sonne beschien das edle Mobiliar und all die ungezählten Ziergegenstände, die sich Richard im Laufe der Jahre angeschafft oder geschenkt bekommen hatte. Figürchen, Gebilde, Bücherstützen ... wohin man auch sah, fiel eine überwältigende Fülle an ausgesuchtem Zierrat auf. Der Schreibtisch wirkte imposant mit seinen geschwungenen Beinen, seiner schweren Tischplatte und den darauf verstreuten Bögen Papier, Notizzetteln und aufgeschlagenen Büchern. Eine Reihe verschiedener Schreibfedern gab es in einem auf Richards Wunsch angefertigten Federhalter, mehrere Tintenfässchen aus Kristallglas, Fließpapierwalzen, Federmesserchen und ähnliche Gebrauchsgegenstände, die heute kein Mensch mehr verwendete – ja, die teilweise vielleicht einzig nur noch in Museen zu bestaunen waren.

»Es sieht so aus, als seien Sie sehr beschäftigt«, bemerkte Dr. Frieser, als er auf einem hohen Lehnstuhl Platz genommen hatte. Richard bot ihm

einen jungen Portwein an und öffnete eben zwei Türchen des wuchtigen Wandschranks.

»Bin ich auch. Gestern habe ich einige Schriften Leopold Auers studiert, und heute möchte ich mir neben einer frühen Kritik zu Hauptmanns ›Die Weber‹ eine originale Ausgabe der herrlichen mährischen Volkstänze von Janáček vornehmen. Dort drüben steht ein Reiseclavier ... Liszt hat ein ähnliches Instrument besessen. Ich persönlich gehe nie auf Reisen, denn mir behagt weder die Fahrt in einem Zugabteil noch der Flug in diesen Riesenmaschinen, die zu besteigen man heutzutage gezwungen ist, will man etwa nach Übersee reisen. Aber das Instrument ist allerliebste. Ein gewöhnliches Hausklavier könnte es natürlich nicht ersetzen. Drüben im Schlafzimmer steht allerdings ein Clavichord und das bevorzuge ich. Unten der Steinway hat viel für sich ... man kommt nicht drum herum. Aber hier oben bin ich in meiner Welt. Alles hat hier seinen Sinn und Zweck. Die Fotografien an den Wänden, die Plakate ... dort ... vom Zimmerefeu umrankt ... das ist ein echter Mucha. Hübsch ... nicht wahr? Wirkt, als wären Kunstwerk und Pflanze füreinander bestimmt! – Die Reproduktionen, die man heute überall angeboten bekommt, geben nur einen schwachen Abglanz dieser Meisterwerke wieder.«

»Hmm ... und ich muss sagen, dass es sehr gemütlich ist bei Ihnen!«

* * *

Zwei Wochen nachdem Johannes und Elise den Entschluss gefasst hatten, ihrem Sohn ›zu helfen‹, war Dr. Frieser zum ersten Mal ins Haus gekommen. Davor schon hatte er einige Unterredungen mit den Eltern des zukünftigen Patienten geführt und sich ein Bild zusammengesetzt. Nun kam er regelmäßig – zweimal pro Woche – dienstags und freitags. Wie es aussah, näherten sich der greise Gelehrte und der junge Träumer

rasch sehr freundschaftlich an. Stundenlang unterhielten sie sich, und wenn Richard einmal in Fahrt gekommen war, dann setzte er sich manchmal an eines der Tasteninstrumente im Haus und spielte dem Arzt einige seiner liebsten Stücke vor. Nach und nach entflammte Dr. Frieser für seinen Patienten, und als ihn die Eltern nach seinem wohl fünfzehnten oder sechzehnten Besuch einmal fragten, wie es denn voranginge, da sah er sie unverstündig an.

»Vorangehen? – Was soll denn vorangehen? – Ich ergründe die Tiefe der Psyche Ihres Sohnes. Wie soll ich denn nach ein paar Wochen schon ein Urteil wagen? Was glauben Sie? – Die Psyche eines Menschen soll bereits nach ein paar »Sitzungen« zu durchleuchten sein? – Ha, da hätte ich leichtes Spiel mit meinen Patienten. Und ... Ihr Sohn ist ein sehr komplexer und zudem auch komplizierter Geist. Er sieht die Dinge viel zu klar, als dass man ihn ohne Bedenken für versponnen erklären könnte – geschweige denn für ... verrückt! – Oh, er ist ein heller Kopf und einzig seine Vorliebe für diese längst vergangene Zeit lässt ihn sonderbar erscheinen. Er lebt nicht wirklich unter uns ... oh nein! – Er lebt weitab ... hundert Jahre zurück ... neunzig ... achtzig Jahre zurück ... er lebt um die Jahrhundertwende ... mitten unter uns – in einer anderen Zeit! – Er sieht uns nicht, weil er uns nicht sehen *kann*! Wir sind ja alle noch gar nicht existent ... im Jahre 1895 etwa. Und ich will jetzt herausfinden, warum genau er denn diese gewaltige Schranke niedersinken hat lassen, die uns von ihm trennt. Sowie ich das weiß, werde ich vielleicht auch die Schranke wieder hinaufstemmen können. Und dann wird er zwischen jener Zeit und unserer hin und her pendeln. Er wird die Vorteile beider Epochen gegeneinander ausspielen und gegeneinander abwägen – um zu einem neuen Lebensstil zu finden.«

Vielleicht glaubten die Ecksteins, dass Dr. Frieser selbst ein klein wenig versponnen war, ein ganz klein wenig nur, natürlich ... aber sie konnten ihm nicht vorhalten, ihren lieben Sohn mit seinen

Nachforschungen und Durchleuchtungen der Psyche etwa verstört und beirrt zu haben. Keineswegs! – Richard war kaum je zuvor ausgeglichener und fröhlicher gewesen als gerade während dieser ersten Wochen seiner Bekanntschaft mit diesem gelehrten Mann.

* * *

Bereits im Vorjahr hatte Richard eine umfangreiche Arbeit begonnen, die ihn jetzt –Anfang März– jeden Tag über mehrere Stunden hinweg beschäftigte.

Er versuchte München so zu rekonstruieren, wie es um die Jahrhundertwende gewesen sein musste. Dazu hielt er sich viel in der Staatsbibliothek auf, durchstöberte die verschiedenen Leihbibliotheken, Privatsammlungen, die man ihm freundlicherweise –auch dank seines Vaters und Dr. Friesers Fürsprache– erschloss und natürlich auch die ansehnliche Sammlung der Ecksteins selbst. Er verschaffte sich originale Tondokumente der damaligen Zeit, durchforstete Archive nach vergessenen Manuskripten und platzierte die ersten Steine eines gewaltigen Mosaikes. Als zentraler Punkt erstand das Ecksteinsche Anwesen im Stadtteil Nymphenburg, von dem aus er systematisch voranstreben wollte ... sozusagen als Teil I seiner Arbeit.

Alte Stadtkarten, Fotografien, Lithografien, Drucke, Stiche ... was immer ihm brauchbar erschien, wurde eingehend untersucht. Man sah ihn im Einwohnermeldeamt, er besuchte Historiker von Rang und korrespondierte mit anderen, die zu erreichen er die Stadt verlassen hätte müssen. Und über jeden Schritt, jeden Erfolg und jede Niederlage berichtete er Dr. Frieser, wenn dieser an Dienstagen und Freitagen zu ihm kam, um sich mit ihm zu unterhalten. Der Arzt befürwortete diese Studien und steigerte sich offenbar selbst in diese zum Leben erweckte Vergangenheit hinein. Aus den anfänglich auf etwa je eine Doppelstunde

beschränkten Terminen wurden sehr schnell ausgedehnte Gesprächsrunden.

Zum Glück war München keine Stadt, in der die Vergangenheit nicht gewürdigt wurde. So fand Richard etliche Manuskripte und auch eine respektable Anzahl von im Druck erschienenen Büchern vor, die ihm seine Recherchen ungemein erleichterten. Akribisch ordnete er für sich das Stadtbild von einst, und wäre nicht eine Überfülle an –ihm höchst wichtigen und bedeutsamen– Details gewesen, er hätte die Vorarbeit zu seinem Werk ziemlich rasch abschließen können. Aber es ging ihm um einen umfassenderen Überblick und in diesem um ... Perfektion.

In der letzten Märzwoche störte ihn seine Mutter einmal bei der Zusammenstellung einiger Fotos, die schließlich das komplette Bild eines Häuserzuges von 1896 darstellen sollten.

»Richard ... da sind junge Leute, die zu Dir wollen.«

»Zu mir?«, staunte der Vergangenheitsforscher.

»Ein Herr Josef und noch ein anderer Mann – auch eine junge Dame ist dabei.«

»Mutter ... sag ihnen, dass ich weggegangen bin. Ich habe jetzt keine Zeit. Was wollen sie schon von mir? Seit einer Woche war ich nicht mehr in der Universität. Josef hat mit mir zusammen Vorlesungen besucht und mich recht oft gehänselt. Was sollte ich ihn empfangen wollen? – Und die anderen beiden werden nicht besser sein.«

»Aber Richard ... ich kann sie doch nicht einfach von der Türe weisen. Das sind doch Kameraden von Dir!«, zeterte Elise los.

»Doch! Kannst Du! – Das heißt ... Du brauchst ja nicht. Von mir aus lädst *Du* sie zum Kaffee ein. Ich werde jedenfalls weiterarbeiten und wünsche nicht gestört zu werden. Sowie Du gehst, schließe ich das Zimmer ab. Denke nur nicht, dass ich mich geändert habe, nur weil Dr. Frieser vielleicht erklärt, dass ich keineswegs verrückt bin oder so. Das interessiert mich ebenso wenig wie diese Leute dort unten.«

Dieser Vorfall ereignete sich an einem Samstag. Am darauf folgenden Dienstag überfielen die besorgten Eltern den eintreffenden Arzt mit Fragen, aus denen Ihre Bestürzung und Besorgnis sprach.

»Aber es besteht kein Grund zur Aufregung, meine Herrschaften!«, konterte der Arzt. »Ihr Sohn hat jetzt eine erfüllende Beschäftigung gefunden. Er ist wie ein Wissenschaftler. Erstaunlich übrigens, dass er nie Historiker hat werden wollen. Ich könnte mir gut vorstellen, dass einem Text von ihm, vielleicht sogar einer Doktorarbeit – vor allem in Fachkreisen – ein großer Erfolg beschieden wäre.«

Und damit begab sich Dr. Frieser nach oben zu seinem Patienten und ließ sich an die gute alte Zeit erinnern ... die er ›leider Gottes gar nicht mehr so richtig miterlebt‹ hatte – wie er Richard einmal bedauernd erklärte.

3. *Das Billett Doux*

Der Park blühte.

Nicht die Blumen, nicht die Sträucher, nicht die Bäume, nicht die Wiesen ... der *ganze* Park blühte.

Richard schwebte in Hochstimmung. Wenn er die Fenster seiner Zimmer weit öffnete, erfüllte der Blütenduft schon nach wenigen Augenblicken die beiden Räume und beflügelte seine Gedanken. Der Ausblick auf den Park mit seinen verschlungenen Wegen, dem mächtigen, sehr alten Schlehenbaum direkt vor den Fenstern auf der Westseite seines Arbeitszimmers – wie hätte er da Verlangen nach dem wild pulsierenden Verkehr in der Stadt haben sollen?

Seine Eltern rieten ihm, sich doch wenigstens auch mit der Kehrseite seiner Studien zu befassen und das aktuelle, das moderne München mit dem historischen, ›dem alten von damals‹ zu vergleichen. Aber Richard hielt dies für unnütz und unnötig.

»Ich habe eine ausgezeichnete Stadtkarte oben – das genügt vollauf. Wie die Häuser in den Straßen heute aussehen, ist ja für mich nicht von Belang. Mich interessiert einzig, wie die Straßen verlaufen – um die Entwicklung zu ermessen, unter der die Stadt gelitten hat.«

Trotz Dr. Frieser und tausend Versuchen der Eltern, ihn dem ›Leben‹ – wie sie es nannten– wieder zuzuführen, gab es keine Anzeichen einer Wandlung bei Richard.

»Aber vielleicht findest Du auf Deinen Streifzügen durch die Stadt noch das eine oder andere Haus, welches all die Jahre unverändert überdauert hat.«

Selbst Hinweise dieser Art tat er mit einem achtlosen Wink ab. Als ob *ihm* irgendetwas entgegen hätte können, was aus seiner geliebten Epoche im Originalzustand übrig geblieben wäre!

* * *

An diesem Sonntag erwachte Richard schon sehr frühzeitig – um sieben Uhr. Nachdem er geduscht und sich angekleidet hatte, begab er sich hinab ins Erdgeschoss. Wie er wusste, stand die Köchin –Mathilde– gerade an Sonntagen mit Sonnenaufgang auf, um für den Morgen alles in Ruhe vorbereiten zu können. Mathilde war eine gemütliche Person, deren Arbeitstempo in keinem Verhältnis zu ihrer Leistung stand. Sie brauchte für alles viel Zeit und vertrug keine Hetze. Ließ man ihr die nötige Ruhe, dann war sie eine großartige Köchin und ihr Backwerk liebte Richard besonders. An Sonntagen gab es immer ihre selbst gebackenen Hörnchen.

Richard frühstückte im Wohnzimmer – nahe der geöffneten Verandatüre. Im Park stieg Nebel von den Wiesen auf und setzte sich in den Baumkronen fest. Vogelgezwitscher erfüllte den Äther, und Richards Stimmung hätte kaum besser sein können.

Weil er sich so ausgezeichnet fühlte, entschloss er sich nach dem Frühstück zu einem kleinen Spaziergang im Park. Er eilte nach oben, entnahm dem Kleiderschrank im Schlafzimmer den leichten Überrock und schlenderte wenig später auf den Wegen dahin.

Glitzernder Tau benetzte die Gräser, die Marmorumfassung des Swimmingpools trug feinen Reif.

Bald nahm er Platz auf seiner Lieblingsbank. Diese schien nur er alleine aufzusuchen. Abseits der gepflegten Parkwege hatte sich eine alte Laube gehalten. Heute war sie verwildert – die Rosenstöcke mochten Jahrzehnte nicht mehr beschnitten worden sein. Der Eingang zur Laube war so sehr zugewachsen, dass sich Richard schon so manches Mal beim Hineinzwängen ins Innere des dichten Geflechts eine Jacke oder ein Hemd zerrissen hatte.

Und da saß er auf der alten Bank in der vom Gärtner auf sein Geheiß unberührten, von wildem Wein, Rosen, Efeu und mancherlei exotischem Gerank umwucherten Laube, rauchte seine Morgenzigarette und versank in die Stimmung der Natur.

Als er die Glut seiner Zigarette auf einem Stein am Boden ausdrücken wollte, fiel ihm auf, dass unter der verrosteten Eisenklammer, welche die Planken der Sitzfläche zusammenhielt, etwas steckte.

›Ein fremdes Ding. – Es passt dennoch hierher. Hmm ... was mag das sein?‹ Richard bückte sich noch ein wenig mehr und griff ans rostige Eisen.

›Ein Zettel!‹, stellte er mit Staunen fest. ›Er ist mir bisher nicht aufgefallen und dabei meinte ich immer, diese Laube wie meine Hosentasche zu kennen!‹ Er hielt einen über Kreuz gefallenen Zettel zwischen den Fingern und besah ihn sich lange – ungläubig und ... mit wachsender Erregung.

Irgendetwas stimmte nicht. Dieser Zettel konnte nicht Wirklichkeit sein. Es war völlig ausgeschlossen, dass er ihn während all der Jahre übersehen hätte – und doch hielt er ihn jetzt in der Hand. Sein Vorhandensein ließ sich nicht abstreiten! Mit pochendem Herzen entfaltete Richard das Papier und seine Erregung wuchs, als er es beschrieben fand. Dunkelbraune Tinte ... altdeutsche Schrift ... sauber, exakt und dabei schwungvoll. Der Schreiber musste Charakter haben – eine Natur, die wusste, was sie wollte – und die ihren Willen auch durchzusetzen vermochte.

Richard schluckte schwer und begann, jetzt endlich die kurze Mitteilung zu lesen.

›Monsieur,

*Schamesgerötet schreibe ich Euch diese Zeilen
und hoffe auf Euer Verständnis.*

*Ich muss Euch sehen, denn meine Sehnsucht
wird mir mit jedem Tag unerträglicher.
Denkt nicht schlecht von mir – seid mir gut.
Am Dienstag zur Mittagsstunde – mit
dem Glockenschlag – werde ich Euch
sehen, ohne mich Euch zu zeigen.
Bückt Euch vor der Einfahrt der
Stegheim Villa um etwas an Eurem
Hosensaum zu richten und ich werde wissen,
dass Ihr mich nicht zurückstoßt, wenn ich
daraufhin um ein Rendezvous bitte.
M. S.<*

Verstört kehrte Richard zum Haus zurück und begab sich sofort auf sein Zimmer.

›Es ist unfassbar!‹, schrie es in ihm. ›Einfach unfassbar! – Die Stegheim-Villa steht seit der Bombardierung im Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Aber, dieses Monogramm ... ›M. S.‹ ... deutet das nicht darauf hin, dass ... dass dieses Briefchen von einer von Stegheim selbst stammen könnte? Aber ... das ›M‹ würde nicht ganz stimmen. – Die Gräfin hieß Amalia ...! – Ach, was sind das für verrückte Gedanken?‹

Richard blieb den Tag über unansprechbar. Zeigte er sich einmal im Erdgeschoss bei seinen Eltern, dann reagiert er nicht auf Fragen. Er begrüßte sie auch nicht – er wandelte wie im Traum.

›Wie kann das nur sein? – Sollte ich diesen Liebesbrief tatsächlich all die Jahre übersehen haben? Und warum wirkt er so neu? – Das Papier ist nicht brüchig. Keine zwei Tage hat es da draußen unter der Bank gesteckt! – Wie ist das nur möglich?‹

Den Nachmittag verbrachte Richard an seinem Schreibtisch. Er suchte unter den Namen seiner Einwohnerliste nach einer M. S.

etc. etc.

Hier endet die Leseprobe!
Das komplette Werk gibt es überall dort, wo
Bücher bestellbar oder zum Download bereit sind.

Als Taschenbuch:
ISBN: 978-3-7375-1308-1

Als e-book:
ISBN: 978-3-8476-2028-0

